

# Die Neue Welt

Nr. 20

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

## Der Träumer.

Erzählung von Ernst Preczang.

(Fortsetzung)

Martin schüttelte den roten Kopf und sagte leise: „Mudding sorgte ja für alles.“

„Ja!“ Der Stantor nickte kräftig: „Mudding sorgte! Und nun sitzen wir da mit „allerlei“ Kenntnissen und können sie nicht verwerten. . . Also, das hilft Dir nicht. Der Fischhandel ist ein ebenso ehrenwertes Geschäft wie jedes andere und Dir bleibt nichts weiter übrig, als ihn fortzuführen.“

„Ich muß es wohl.“

„Was hast Du da noch?“ Der Stantor ergriff den „Haussegel“ und las die Etikette und vorgezeichnete Schrift:

„Wilst du Gesundheit, Glück und Freuden,  
Wilst du die vollen Flaschen meiden,  
Dies Haus sie brachten auf den Hund,  
Trink Buttermilch! Die ist gesund.“

„Dat is 'ne grote Wahrheit!“ Klaus nickte zustimmend. „Nj und an so'n Lütten, dor

segg 't nie tau. Aber stünsten bin ick of for Boddermelt!“

„Ja.“ Der Stantor machte sich zum Fortgang fertig. „Mit diesem Spruch wollen wir Dich jetzt allein lassen. Wenn Du ihn befolgst, hat Dir Deine Mutter ein Erbeil hinterlassen, das einige tausend Taler und noch mehr wert ist.“

Und Klaus sagte an der Tür: „Wenn Du röferte Mal höst, nehm ick Di 'n Hund af. Nad wenn Du gränne Fisch bruckst, kann 't Di woll mitimmer 'n poor in't Hus bringen.“

Sie drückten Martin die Hände und gingen.

Die Dämmerung kroch in das Zimmer, und nur die Blut des Tages warf einen hellen, allübenden Schimmer in die Stube.

Martin begann zu wandern. Die alten Bauernmöbel des Zimmers nahmen phantastische Gestalt an, und ihre Schatten dehnten

und reckten sich an den Wänden. Da war ein alter eichener Sekretär mit Säulen und einem geschweiften Aufbau. Was in seinen verstaubten Fächern schlummerte, war Vergangenheit: Rechnungen und Briefe aus der Zeit des Vaters, Kräuter und seltene Zümmereien. Denn der alte Kuhl hatte neben seiner Landwirtschaft eine kleine Gärtnerei betrieben. Mehr aus Liebhaberei, wie ihm denn überhaupt die geduldige, furchenmachende Arbeit des Bauers ein Grenel gewesen. Er züchtete seltene Hühnerassen und brachte einen guten Teil seines Lebens mit dem Versuch hin, die mannigfachen Stakenarten um eine himmelblauhaarige zu vermehren. Und wenn in Kömmelshagen an der nordischen Wassertante die Straßen statt von Linden und Kastanien noch nicht von Palmen besäumt waren, so war es ganz gewiß nicht die Schuld des alten Kuhl, denn der hatte sich redlich bemüht, den Raum der heißen Zone



Auf der „Stufenfelde“. (Groß-Uupa in Böhmen.)

an ein weniger weiches Klima zu gewöhnen. Alles mit negativem Erfolge. Nur die Säbner, die als die dümmsten Geschöpfe verschrien sind, brachten ihm eine silberne Medaille auf der Provinzial-Geselligkeitsausstellung. Der alte Muhl suchte Tröstung im Alkohol, und Frau Muhl, die schon mit einem ersten Mann Wech gehabt hatte, sah den Landbesitz ihrer Väter zusammenschmelzen wie Eis in der Frühlingssonne. Da wurde Martin geboren, und noch einmal schien der alte Muhl sich emporzuraffen. Er wollte etwas ganz Besonderes aus dem Jungen machen. „Ein Edelgewächs,“ sagte er. Nahm sich auch eine Kindergärtnerin. Mehrere mit der Zeit; denn sie gingen bald wieder, weil Frau Muhl alle mütterlichen Pflichten und Rechte für sich allein beanspruchte. Jahrelang tobte im Muhlhanse der Krieg um das Kind. Die Mutter siegte und hielt den kleinen Martin um so fester. All ihre Sorge und Liebe vereinigte sich auf ihn. Lehrer sollte er werden. Er war's auch geworden. Aber als er ein Jahr auf dem Seminar zugebracht hatte, starb der Vater. Die Kläubiger kamen. Und Frau Muhl rettete außer ihrem Haus und dem dazu gehörigen Garten nur ihr nacktes Leben. Sie versuchte es trotzdem, Martin das weitere Studium zu ermöglichen. Es gelang ihr nicht. Er kam freudig nach Hause und wurde mit Tränen empfangen. Mutter Muhl begann einen Fischhandel und eine kleine Mäuherei, und Martin half. Ein wenig. Meist sah er oben in seinem Mämmertein und las. Oder schrieb ein plattdeutsches Gedicht. Oder führte die Ziege im Garten spazieren. Lag auch wohl in der Sonne am Strande und grübelte. Was und warum? Martin wußte es nicht. Mudding sorgte ja für alles und bestärkte ihn in seiner Lust, zu studieren, zu phantasieren und tallos herumzuschweifen. . . .

Wie er jetzt in der dunklen Stube mit schweren Schritten auf und ab ging, erschien sie ihm wieder. Bald sah sie am Ofen und strickte, bald am Fenster mit einer großen Hornbrille auf der Nase, die Zeitung lesend. Oder sie legte ihre harte, abgearbeitete Hand auf seine Schulter und fragte, indem sie ihm liebevoll in die Augen blickte: „Na, Martin, ist Dir auch gut?“

Und während er sie lebhaftig vor sich zu sehen glaubte, erschien eine große, mit Draht umflochtene Stallaterne im Rahmen der Tür und eine knarrende Altweiberstimme fragte: „Hätst Du dat Vieh<sup>1)</sup> all besorgt?“

Martin erschraf und mußte sich erst sammeln, ehe er Frau Schlusje erkannte, Klein-Miezings Mutter, die hier als Nachbarin seit drei Tagen nach dem Rechten sah.

„Ich hab's vergessen, M-Marielen.“

„Vergeten? Na . . . an so'n Dag, wie hüt, kann dat passeer'n. Nun morgen an mußt Du Dien Hus und Hoff allein versehn.“ Und kam noch einmal zurück: „Gah man flapen, Martin. Gaud Nacht.“

„Gutnacht.“

Gähmend, mit schweren, müden Schritten stieg er zum Boden empor, wo in einer kleinen Kammer sein Bett stand. Es war geordnet wie immer. Aber es fiel ihm nicht auf, trotzdem tote Mütter keine Betten mehr aufzuschütteln pflegen.

\*

Als Martin am folgenden Morgen erwachte, trieb ein scharfer Ost wirbelnde Schneeschwaden an das Fenster. Er spürte den feinen, scharfen Zug bis zum Bett dringen, wickelte sich deshalb noch einmal fest in das Deckbett und sah nach alter Gewohnheit behaglich zur Kammerdecke empor. An den rauhen, unbehobelten Brettern schaukelten Würste, und an einem Querbalken baumelte, von einem Reinen-

beutel eingehüllt, ein großer Schinken. An den Wänden hing trockenes Bohnengesträuch, dem im Frühjahr die Saatkbohnen entnommen werden, auch Majoran, Dill und andere Küchengewürze waren an diesen trockenen und luftigen Orte aufgehängt und erfüllten die Kammer mit würzigem Duft. Am Fenster stand ein kleiner Tisch mit Schreibmaterial, darüber war ein breites, mehretagiges Bücherbrett angebracht, das dick mit Büchern vollgestopft war. In der dunkelsten Ecke, von einer dicken Staub-schicht bedeckt, lag, wie im Sarge in ihrem schwarzen Futteral, eine Violine, die wohl völlig vergessen war.

Hier und da klebten kleine Zettel an den Wänden, unterbrochen von den Gewürzbindeln, und auf diesenzetteln standen die Sprüche und Verse, die Martin sich ausgedacht und aufgeschrieben hatte. Er konnte sich so im Vorbeigehen daran erfreuen, und Mutter Muhl hatte sie wohl hundertmal mit Inbrunst studiert.

Martin versuchte jetzt, sich den einen und anderen ins Gedächtnis zurückzurufen. Laute Stimmen auf dem Hofe störten ihn; er sprang aus dem Bett und erkannte M-Marielen nebst ihrer Tochter Klein-Miezing, die sich bemühten, durch den reichlich gefallenen Schnee einen Weg zu bahnen, der in einer Lücke der Hecke mündete und jenseits derselben eine Fortsetzung zum Hause der Frau Schlusje erfuhr.

Martin erschraf. Denn nun erst fiel ihm ein, was gestern für ein Tag gewesen: daß er seine Mutter begraben hatte und nun allein in diesem Hause sei. Das lähmte ihn und ließ ihn zitternd auf den Betttrand niedersinken, bis die Kälte ihn aufschreckte und er hinter einen Vorhang seine Alltagskleider gefunden hatte. Schnell zog er sie an und ging nach unten.

Dort brannte schon wieder der Ofen, und auch der gedeckte Tisch sah aus wie am Tage vorher.

Draußen klapperten Holzpantoffeln. Klein-Miezing ließ sie an der Tür stehen und kam auf Strümpfen herein. Aus einer dicken Hülle von schwarzen Kopftüchern blickte ihr frisches, rotes Gesicht mit dunklen, glänzenden Augen: „Morgen, Martin. Hast gut geschlafen?“ Sie reichte ihm die Hand.

„Danke. Was Ihr Euch für Mühe mit mir macht, Marie!“

Sie lachte: „Du bist doch jetzt 'n armer Waisenjung.“

„Ja. Ist es nicht schrecklich, Marie?“

„Es mag Dir wohl schwer ankommen. Aber schrecklich ist es nicht. Wenn Du ein Krüppel wärst, Martin. Aber Du bist doch groß und stark und beinah 'n bißchen zu fett.“

Er errötete: „Mudding sagte immer, der Mensch muß was zum Zusehen haben, wenn er mal krank wird.“

Klein-Miezing lachte wieder: „Ja, Dein Mudding hat alles gemästet, was ihr in den Weg kam. Nicht bloß das Schwein, das ist ja dazu da. Auch die Ziege hat einen Speckbauch, und Deine Säbner sehen aus wie Schmalzgänse. Eier legen sie gewiß nicht.“

„Mudding selbst war doch man schlank.“

„Ja, die hat es sich abgespart. Bloß daß ihr Söhnling und ihr Vieh es gut haben.“

Martin sah verlegen in seine Tasse. „Eben, weil sie so gut war . . . und weil . . . sie mich lieb hatte . . . und . . . Klein-Miezing . . . das ist nun ganz vorbei . . . und ich bin allein . . . und hab doch keinen Menschen mehr. . . .“

„So schlimm ist es nicht, Martin. Mein Mudding und ich sind doch da. . . .“

„Ja . . . Ihr . . . gut seid Ihr, das ist gewiß.“ Er sah plötzlich auf: „Aber hast Du mich auch gern, Miezing?“

Sie trat erschrocken und glutrot einen Schritt zurück: „Wie . . . wie meinst Du das, Martin?“

Er sah sie erstaunt an: „Wie ich das meine?“

. . . Ob Du mir manchmal ein bißchen gut sein willst . . . so, wie Mudding zum Beispiel. . . .“ Klein-Miezing atmete schwer und sagte leise: „Ich kann doch nicht Dein Mudding sein . . . Ich . . . ich . . . bin doch viel zu jung dazu.“

Er rührte verlegen in seiner Tasse: „Aber meine das doch auch nicht so. Ich meine das doch . . . anders . . . ganz anders.“

„Wie denn, Martin?“

Er zog die Stirne kraus und suchte nach der richtigen Antwort . . . „Bloß, daß ich nicht so verlassen bin . . . und ich weiß . . . daß mir ein Mensch lieb hat . . .“

Klein-Miezing wußte nicht, was sie sagen sollte, und flüsterte nur: „Gern hab ich Dich, Martin.“

Und dann schwiegen beide, verlegen und rot. Denn es wurde wieder das Geklappere von Holzpantoffeln hörbar und gleich darauf trat Miezings Mutter auf, dicken, schwarzen Socken eilig in die Stube: „Wo blühst<sup>2)</sup> Du, Mieke?“ . . . Sie sah forschend von einem zu anderen: „Na, wat is denn hier? . . . Na, ja? Geiht dat all los?“ Sie packte Martin am Arm und schob sie zur Tür hinaus: „Ge mal gau<sup>3)</sup> an Dien Arbeit! Aber fir, gah fir! Di will ic dat wieser<sup>4)</sup>, an' freuchen Morag hierümber tau pouffieren! Kiel mal bei lüt Deern an! . . . Und Du!“ Sie wandte sich Martin, der sein Gesicht tief über die Tasse senkte. „Und Du, Du bißst mi ja of de richtige!“ Sie lachte ärgerlich. „Süht ut, als wenn h nich bis drei tellen<sup>5)</sup> kann - - und dann so! Ab dei Kremlischen, dat sind dei stümmsten! Remien Söhn, so steiht de Frau dwards<sup>6)</sup> in' Stall! Dat will ic di glick<sup>7)</sup> seggen - -“, in erhobener Stimme: „Dei Pouffiererei und se wat sied<sup>8)</sup> ic nich! Kannst Du denn 'ne Frau ernähren, wat, Du arme Vessenbinder?“

„Von Frau und so hab ich gar nicht gesagt.“

„Nicht? Na, wat denn? Segg mi dat doch mal!“

„Das . . . das verstehen Sie doch nicht, Frau Schlusje.“

„Dat verstah ic nich?“ Sie lachte. „Me Du Döstopp! So klank als Du biin ic of noch wenn 't of keine plattdütischen Gedichten mak . . . Deberhaupt: Diere dänlichen Gedichten . . . dat is Speck vor de dummen Müs<sup>9)</sup> . . . Kiel hätt gestern Dien Kamer in Ordnung brödt und hätt sic wartastig utweinig liert<sup>10)</sup>, wat Du dor ankliestert hätt. Gahaha!“ Sie schüttelte lachend den Kopf. „Dat is Kinnerei, versteihst mi. Kiel seiwer nach Dien Hus und Hoff; denn dat is jetzt Dien Sal'. Und Miezing kumm: mi nich mehr hier herin, dat kann 't di vertellen. Adjis!“

Die kleine Frau trippelte eilig auf ihre Socken hinaus, dann klapperten die Holzpantoffel, und Martin sah durch's Fenster, wie sie auf dem heute gefegten Steige durch die Hecken lücke schnell in ihren Garten und in ihr Haus ging.

Martin stand unschlüssig in der Stube und prüfte sein Gewissen, da Frau Schlusje ihn offenbar böse war. Aber er fand keinen Selbstvorwurf; denn es war doch wohl keine Sünde sich um Liebe zu bemühen. Oder doch? Martin seufzte. Er hatte bis jetzt nichts mit dieser Frage zu tun gehabt, weil ihm die Liebe der Mutter genügte. Und die brauchte er nicht zu erbitten.

Allmählich besann er sich darauf, daß es Zeit sei, sein Tagewerk zu beginnen. Aber wie? Er wanderte unschlüssig durch das Haus, ging in den Stall, spielte einige Minuten mit der Ziege stand dann auf dem Hof im Schnee und sah sich nach allen Seiten um. Ja, richtig, da war ja noch das Mäucherhäuschen. Er trat hinein und

<sup>1)</sup> bleibst. <sup>2)</sup> schnell. <sup>3)</sup> zeigen. <sup>4)</sup> zählen <sup>5)</sup> befehren. <sup>6)</sup> gleich. <sup>7)</sup> leide. <sup>8)</sup> Mäuse. <sup>9)</sup> auswendig gelernt.

<sup>1)</sup> Vieh.

lah, daß dort noch mehrere Reihen Nische in ihren Rahmen über der Feuerstelle hingen; sie waren erst halb geräucherl, denn als Frau Nuhl sich in den Lehnstuhl gesetzt hatte, um zu sterben, ging das Feuer aus, und Martin war bis heute noch nicht wieder hier hereingekommen. Er freute sich, eine Aufgabe gefunden zu haben, entnahm einer bereitstehenden Kiste dünngefaltenes Erleholz, entzündete es und legte Sägespäne an. Sie begannen zu glimmen und schickten graublau Manchschwaden nach oben. Martin fand, daß dies ein interessantes Schauspiel sei, dem man schon ein Viertelstündchen zusehen könne. Aber mit der Zeit wurde es langweilig. Deshalb verließ er die Mänderkammer, schlenderte über den Hof, ging durch den Garten und stellte sich an die Heckenlinie. Er blickte die schneebedeckte Straße einige Male hinauf und hinab und lehrte in's Haus zurück.

Er trat in die Stube, wärmte sich die erkalteten Finger am Ofen, setzte sich hin, erhob sich wieder und ging in die Küche. Dort blickte er zwecklos umher, und schloß dann die Zimmer jenseits des Hausthurs auf: eine große Stube und eine Schlafkammer. Es war ziemlich dunkel darin, denn die geschlossenen Fensterladen erlaubten dem Tag nur, durch einen kleinen, herzförmigen Einschnitt hereinzusehen. Der Lichtschein spiegelte sich matt in den blankpolierten Möbeln, die aus einem modernen Abzählungs-geschäft stammten und nur für die Sommergäste angeschafft waren, an die diese Seite des Hauses seit dem Tode des alten Nuhl in jedem Jahre vermietet wurde. Nur ein einziges Stück aus der guten Vergangenheit der Familie stand hier: ein großes Tafelklavier, das den Ruhm und Vorzug dieses Hauses ausmachte. Martin hob den Deckel, drückte auf einige Tasten und verschloß es wieder. Ihn fröstelte. Also wieder in die andere Stube, an den Ofen. Aber dort zu stehen war langweilig. So stieg er in seine Schlafkammer hinauf, las einige seiner Verse, kramte in den Büchern und ging wieder nach unten. Ihn war zumute, als müsse er etwas suchen, das doch in diesem Hause nicht zu finden war: Gesellschaft.

Nach wiederholten Wanderungen im ganzen Hause, zog er sich die Schafstiefel an, setzte sich eine Mütze auf und ging in's Wirtshaus. Aber auch dort war es totenkalt; nur die Wirtin kam eilig aus der Küche, begrüßte ihn, brachte ihm Bier und Schnaps und ließ ihn allein. Er studierte eine Zeitung, ohne recht auf den Sinn des Gelesenen zu achten, trank noch eine „Lage“ und entfernte sich.

(Fortsetzung folgt.)

## Rübezahl.

Von Fritz Düvel.

Die flinken Wasser rauschen in köstlichen Morgenmelodien. Mächtige Grausilberbuchen wiegen ihre blanke Blätterfülle im Morgentwinde. Blasse und scheue Sonne, und graues Regendrohen an allen Himmeln. Der Weg führt steil bergauf. Graublau Nebel hüllen uns ein, die wie feinsten Sprühregen sind. Im Gras die wunderzarten, regelmäßigen Strahlenblütchen des Siebensterns, glänzend weiß. Alle Fichten sind von der drängenden Fülle lichtgrauer Nadelknospen überstreut. Der Wind wird rauher; die Nebelmassen wehen dichter. Man sieht nicht zwanzig Meter weit vor sich. Aus dem Nebelgrau dunkeln die bewegten Fichten wie schwebende weissenlose Gestalten. Der Wind peitscht die Nebelfetzen so nahe vorüber, daß man sie mit der Hand greifen kann. Und man sieht auch nur Nebel; Nebel um sich, Nebel über sich, Nebelunendlichkeiten unter sich. Grauweiße Nebel, die unbeweglich still die Welt bedecken.

Die Fichten werden niedriger und niedriger.

Was sich allzu fest in die Höhe wagt, steht jammervoll mit zerzausten Wipfelspitzen da. Nach wenigen Schritten schon sieht man zirkelrunde Stieholzinseln im Nebel schwimmen.

Breite Schneeflächen blinken. Die Kieholzflächen streiten sich zu Dickichten. Schwarze Windstöße jagen die Nebel.

Und nun der rasche Abstieg vom Elbthal ins Elbthal. Noch brauen in der Höhe weiße Nebel ihre wilden Schattentänze; aber die Sonne hat sich durchgerungen und scheint warm zu dem Menschen und Stürzen der fließenden Wasser. Am Himmel weitet sich lachendes Blau.

Es hat immer sein Bedenkliches, alle Volks-sagen, die einer Landschaft eigen sind, rostlos auf den besonderen landschaftlichen Charakter zurückführen zu wollen, ihren Ursprung aus ihm zu erklären. Man kommt dabei in Gefahr, sein modernes Naturgefühl stärker mitsprechen zu lassen, als es berechtigt ist. Man erinnert sich wohl aus eigenem Erfahren, daß man im allgemeinen eine Landschaft, mit der man eng verwachsen ist, als ein Gegebenes hinnimmt, ihre Besonderheiten viel weniger stark empfindet als die einer fremden.

Trotzdem fühlt man sich in der Gebirgswelt des Riesengebirges auf Schritt und Tritt versucht, den seltsamen Doppelcharakter des „Bergheeren“ Rübezahl: gewalttätig, roh, schadenfroh, läppisch wild und wieder freundlich, hilfsbereit, gütig, auf typische Züge des Riesengebirgs Landschaftsbildes zurückzuführen.

Wild und furchtbar: die gewaltigen Felsbrocken, die grimmige Wut auf den Hochflächen zerstreute; die unheilvollen Stürme, die in einer Nacht zerbrechen, was Nadelholzriesen kämpfend in Jahrzehnten aufbauten; geheimnisvoller und lastend die endlosen Nebelmassen an grauen Tagen.

Fremdlich und lebenswürdig: die bunten Blütenwiesen, die leise plaudernden Quellwasser, die sanft ansteigenden Stuppenberge, die bis zur Höhe hinauf mit Nadelgrün bedeckt sind.

Aber gerade die Rübezahllgende beweist, daß bei der „Naturdeutung“ aller Volks-sagen eifliche Vorsicht geboten ist.

Wie P. Regell in seinem Buche „Das Riesengebirge“ berichtet, ist die Sage vom Rübezahl von Bergleuten, die um 1500 das Gebirgsinnere erschlossen, aus dem Sarze ins Riesengebirge verpflanzt worden. In der Sage, die rein bergmännischen Charakter trug und auch nur unter Bergleuten verbreitet war, erscheint der Berggeist als Bergmännlein „kaum drei Spannen lang, in Gestalt eines grauen alten Männleins, mit einer Bergkappe verhanbet und einem Leder begürtet“. Er ist Herr und Gebieter der Metalle und Schätze. Von den mittel-deutschen Bergleuten ging die Sage zu den ober-deutschen „Schwazern“ über, die dem Rübezahlgel (Rübenzahn) Züge beilegte, die ihn der Eigenart der Riesengebirgswelt anpaßten. Die Laboranten, die zeitkundigen Kräuterfucher, die im 18. Jahrhundert als geschlossene Zunft auftraten, sollen die Rübezahlsage verwertet haben, um Unberufene von dem Besuche ihrer Kräutergärten im Gebirge abzuschrecken.

Durch die schlesischen Leinwand- und Garnhändler ist dann die Rübezahlsage über Schlesiens Grenzen hinaus verbreitet worden. Auf der Leipziger Messe bemühten sie Rübezahl „ihren Patron, spiritus familiaris oder Hausgöken“, als Reklame und Plakat. Von ihnen hat der Leipziger Gelehrte und Vielschreiber Pratorius die Sage übernommen und ihr 1668 in seiner *Daemonologia Rabinzalia Silesii* feste literarische Form gegeben. Musäus gab ihr dann in seinem Volksmärchen (1782-1786) die bekannte novellistische Abänderung.

Es ist sicherlich ein Verdienst des braven J. K. M. Musäus, sich der Rübezahllgenden angenommen zu haben. Trotzdem ist sein Buch

nicht immer eine besonders erfreuliche Lesart. Musäus ist ein überaus redseliger Herr, der mit geradezu schändlichem Wohlbehagen über alles Schlichte und ursprünglich Kräftige einen See von Worten breitet. Seine Manier, in Vergleichungen und Wendungen „Zeitgeist“ in seine Erzählungen zu bringen, macht sein Buch zu einer Lektüre, die man um so peinlicher ist, wenn man es unter dem unmittelbaren Eindruck der Riesengebirgswelt selbst liest. Man muß sehr sehr anmerksam und geduldig lesen, um Stellen zu finden, die Riesengebirgswirklichkeit ansatzmen. Lesen in schlimmerer Wirtshaus.

Eine Vorstellung von seiner breiten, selbstzufälligen Art gibt schon der erste Satz der ersten Legende, die den Namen Rübezahl rein literarisch erklärt. Rübezahl hat Emma, „die Tochter des schlesischen Pharaos, der in der Gegend des Riesengebirges damals herrschte“, entführt. Sie entflieht seinem Reiche und seiner Gewalt während Rübezahl ihren Auftrag ausführt, Rüben auf einem Felde zu zählen. Musäus leitet seinen Bericht über dieses Abenteuer mit folgendem Satze ein: „Auf den ost und matt besungenen Südeten, dem Wagnis der Schlesier, banfset in friedlicher Eintracht neben Woll und seinen neun Wusfen der berühmte Berggeist Rübezahl genannt, der das Riesengebirge traumverhüthet gemacht hat, als die schlesischen Zuhler allzumal“. Rübezahls Charakteristik wird dann im folgenden Satze gegeben: „Denn Freund Rübezahl, sollt ihr wissen ist geartet wie ein Kraftgenie, lamisch, ungemüth, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmütig; heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zu Zeiten gutmütig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerspruch, albern und weise, oft weich und hart in zween Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, starrisch und bengsam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt.“ Er wird „Sinnes, mit den Menschen, dieser Zwittergattung von Geist und Tier. Bekanntschaft zu machen, ihre Art und Natur zu erforschen und mit ihnen Umgang zu pflegen“. Er macht natürlich recht üble Erfahrungen, als er Dienste bei Menschenkindern nimmt. Sein erster Proberr ist ein Krasser und Schlemmer, sein zweiter ein larter Filz, sein dritter ein Richter, ein ungerechter Mann, der das Recht bengte, nach Günst richtete und der Gesebe ipottete.

Nach solchen Säben könnte man fast vermuten, Musäus beabsichtige mit seinen Rübezahlerzählungen ein Stück Gesellschaftsatire zu schreiben. Aber er verläßt sie gar bald wieder, und nur ganz gelegentlich tauchen Andeutungen der Art wieder auf.

Rübezahl, der sich unter dem Namen Rips jenen unbequemen und nicht allzu sauberen Herren verdingte, kehrt mit Verdruf auf seine Felsenzinnen zurück, um dann seine bitterste Enttäuschung zu erleben, sein Liebesabenteuer mit der Königstochter Emma, die des „anmutigen Gefängnisses“, das der liebestolle Gnom für sie bereitete, so bald überdrüssig wird. „Zpleen und Mißmut trübten ihre kornblumfarbenen Augen“, bemerkt J. K. M. Musäus. Die heitere Tragödie des Rübenzählens schildert der Wrede mit folgenden gar anmutigen Säben: „Rübezahl machte sich gar rasch an sein Geschäft und hüpfte so hurtig unter den Rüben herum wie ein französischer Lazarettarzt unter den Kranken, die er auf den Kirchhof zu spedieren hat. Er war durch diese Geschäftigkeit mit seinem Additionsexempel bald zustande; doch um der Sache recht gewiß zu sein, wiederholte er die Operation nochmals und fand zu seinem Verdruf einen Varianten in der Rechnung, welcher ihn nötigte, zum drittenmal den Rübenpöbel durchzumustern. Aber auch diesmal ergab sich eine neue Differenz, und das war eben nicht

zu verwundern; ein schöner Mädchenkopf kann den besten arithmetischen Hirnkasten verwirren, und selbst dem infalliblen Kästner soll's ehedem unter gleichen Umständen oft begegnet sein, sich verrechnet zu haben." Nach Emma's Flucht „durchkreuzt er verzweiflungsvoll die oberen Luftregionen, klagt den vier Winden seine unglückliche Liebe, tobt seine stürmende Leidenschaft aus, kehrt trübsinnig in den Palast zurück, er schleicht durch alle Gemächer und erfüllt sie mit Seufzern und Stöhnen". Die erste Legende macht also den Versuch, den Namen Mübezahel zu deuten. Ihre ganze Form trägt ausgesprochen literarischen Charakter, dem jede echte, volksfagenhafte Grundlage fehlt. Der alte Verggeißt Mübenzageh, Mübenschwänzen soll verschwinden, damit ein Mübezahel seine Erbschaft antreten kann. Die zweite Legende behandelt das unglückselige Geschick des Schneidergesellen Wendig, der sich erkühnte, den Verggeißt bei seinem

„Ekelnamen“ zu rufen: „Mübezahel, komm herab! Mübezahel, Mädchendiab!“ da Mübezahel „seine ganze chronique scandaleuse jetzt so kurz und blündig auszusprechen hörte“, raste er wie der Sturmwind durch den düsteren Fichtenwald und war schon im Begriff, den armen Tropf, der sich ohne Absicht über ihn lustig gemacht hatte, zu

erdrosseln. Aus Versehen aber, „daß eine so exemplarische Rache großes Geschrei im Lande erregen, alle Wanderer aus dem Gebirge wegbannen und ihm die Gelegenheit rauben würde, sein Spiel mit den Menschen zu treiben“, gestaltete er das Werk seiner Rache komplizierter.

fanden sie nichts als ein Wischlein Stroh am Galgen, mit allen Lumpen bedeckt, als man pflegt in die Erbsen zu stellen, die genähtigen Spaken damit zu scheuchen.“

Trotzdem die Legende durch den Kerker über Todesängste bis zum Hochgericht führt, ist ihr Grundzug stark launig. Wie aus dem Galgenspiel des an dem Hochgerichte Tanzenden genugsam hervorgeht. Und verstärkt wird dieser Zug durch die vergnügliche Schilderung des Beteuerungsverwerkes des eifrigen Pfaffen. Er hält den armen Schneidergesellen, der inmitten der frommsten Bemühungen um das Heil seiner Seele oft halbblau „Ach Märchen!“ seufzt, für eine ganz ausgepöchte Sünderseele. Und um ihn von allem irdischen abzulenken, hält es „die religiöse Politik des frommen Bruders“ für durchaus notwendig, „dem verlorenen Schaf die Hölle recht heiß zu machen; und das gelang ihm auch dergestalt, daß der so ge-

ängstigte Wendig kalten Todeschweiß schwitzte“. Aus religiöser Klugheit verbirgt der fromme Bruder alsdann die gräßliche Höllentenszene. „Dagegen heizte er den Schmelzofen des Fegefeuers nun desto stärker, welches für den feuerscheuen Wendig ein leidiger Trost war.“ Er ist aber gnädiglich: „Weil du nur einen ver-

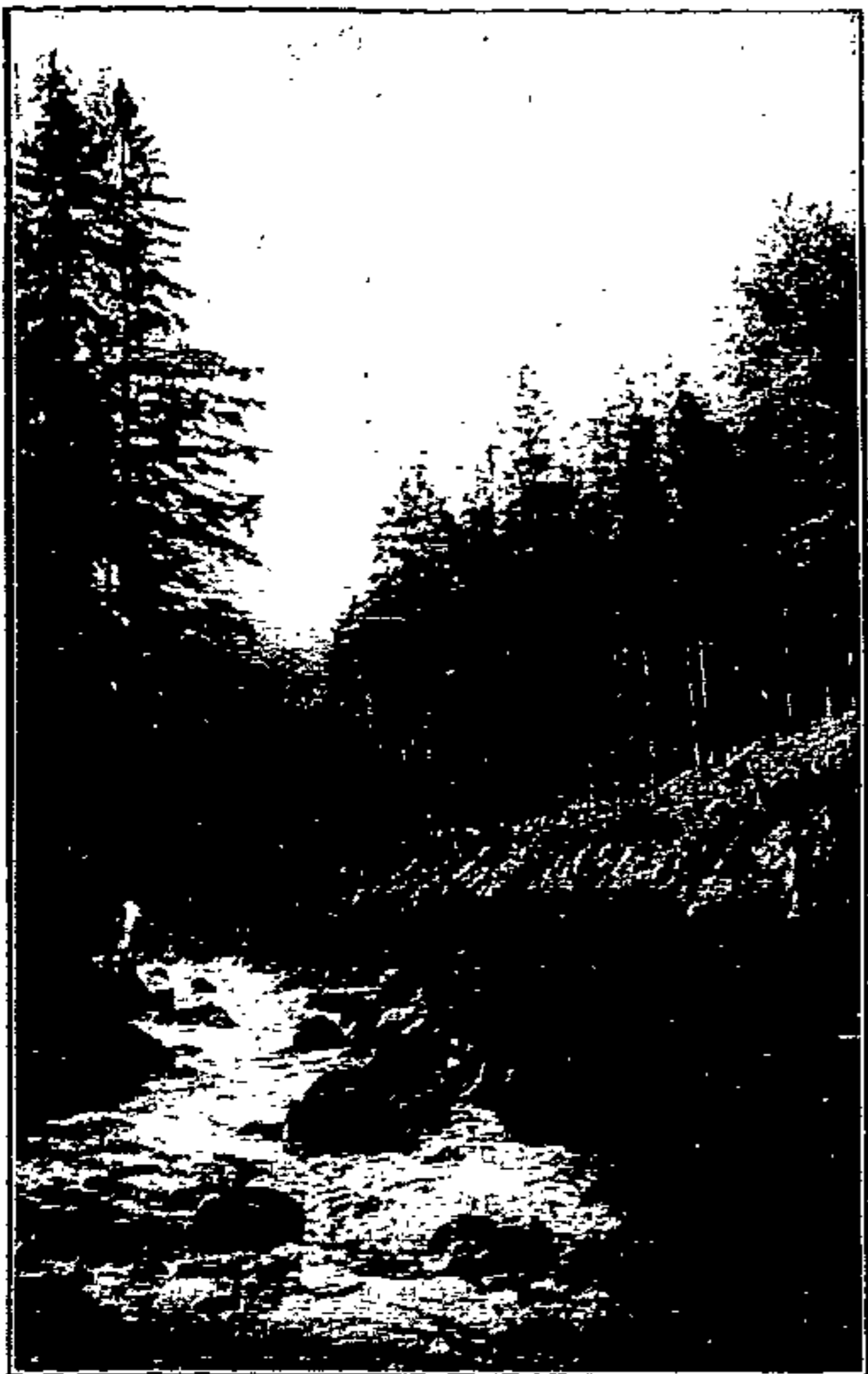


An der großen Lomnig.

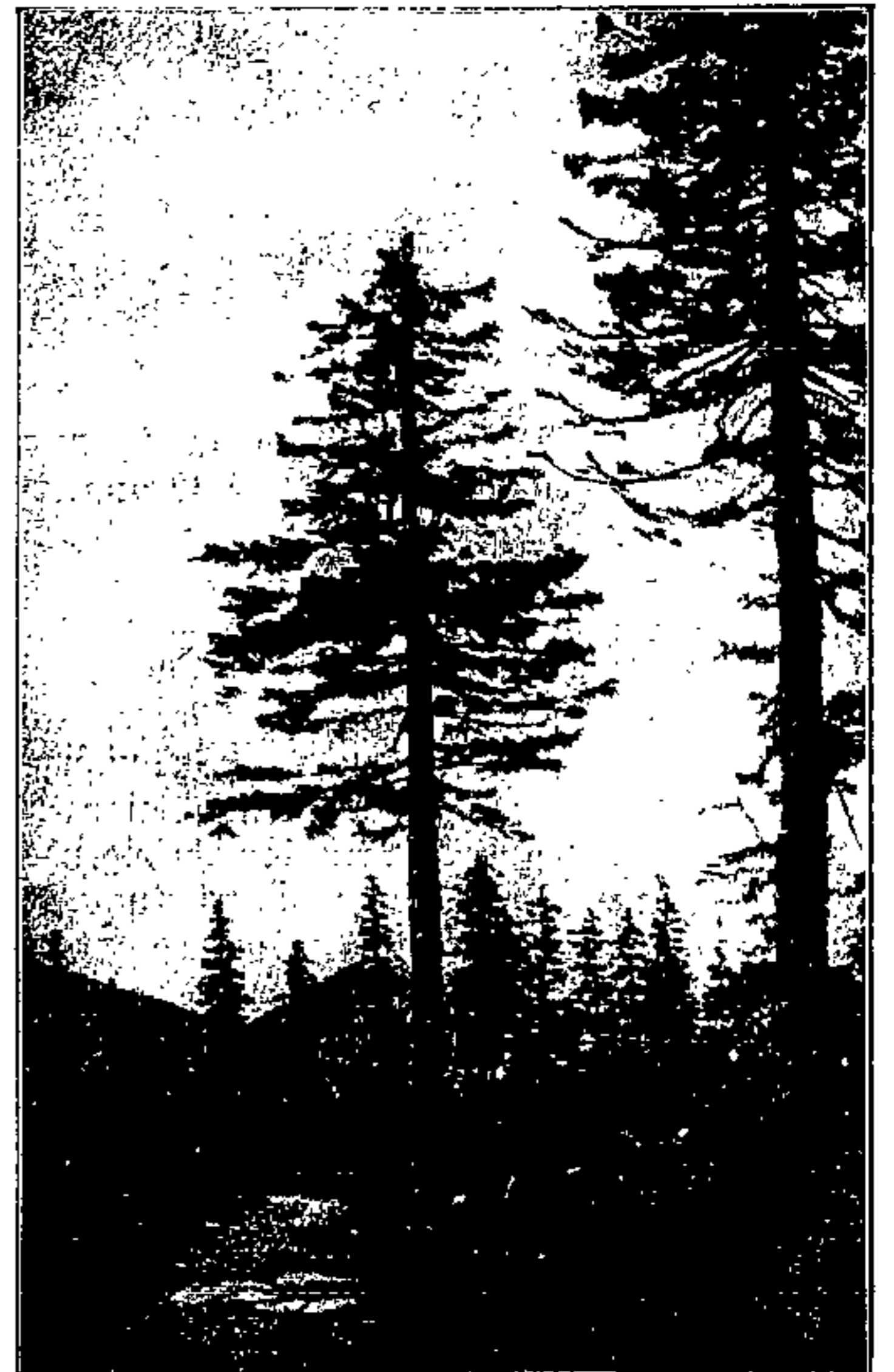
Er mißhandelt und beraubt einen reichen Israeliten und weiß den spottenden Schneidergesellen „in den dringenden Verdacht der Täterschaft“ zu bringen. Die Girschberger Justiz packt den armen Schneidergesellen am Kragen. Daß er nicht alsogleich den Galgen zielt, hat er nur dem Beteuerungsseifer eines frommen Ordensbruders zu verdanken, der einen dreitägigen Aufschub erwirkt, um aus dem Malifikanten, den er zum Tode bereitet, „einen Heiligen zu schnitzeln“.

Mübezahel läßt sich durch „die stöhnenden Seufzer“ und die „mächtigen Eindrücke jungfräulicher Zähnen“ von Wendig Liebchen bewegen, Gnade für Recht ergehen zu lassen. Er befreit Wendig und übernimmt die Delinquentenrolle, „entschlossen, sie zur Ehre der Justiz rein auszuspielen“. Denn die Girschberger Rechtspflege hat ihm gar gewaltig imponiert!

„Wie er von der Leiter gestochen wurde, zappelte er am Strange nach Herzenslust und trieb das Spiel so arg, daß dem Henker dabei übel zumute ward; denn es erhob sich ein plötzliches Getöse im Volk, und einige schrien, man solle den Gangmann steinigen, weil er den armen Sünder über die Gebühr martere. Um also Unglück zu verhüten, streckte sich Mübezahel lang aus und stellte sich an, als sei er tot. Da sich aber das Volk verlaufen hatte, und nachher einige Leute in der Gegend des Hochgerichts hin- und herwandelten, aus Borwitz hinzutraten und den Kadaver beschauen wollten, fing der Scherztreiber am Galgen sein Spiel von neuem an und erschreckte die Beschauer durch fürchterliche Grimassen. Daher lief gegen Abendzeit in der Stadt ein Gerücht um, der Gehangene könne nicht sterben und tanze noch immer am Hochgericht, welches den Senat bewog, des Morgens in aller Frühe durch einige Deputierte die Sache untersuchen zu lassen. Wie sie nun dahin kamen,



An der Kofel.



Partie in der Nähe der Spindlerbaude.

worbenen Juden geplündert hast, so wird in hundert Jahren deine Seele rein wie ein ausgebranntes Silber sein, und ich will soviel Seelenmessen für dich lesen, daß du nicht tiefer als bis an den Gürtel in der unauslöschlichen Lava waten sollst." Der arme Zünder verlegt sich aufs Wandeln, flehte seinen geistlichen Schadamant um Varmherzigkeit an und suchte von den Quaken des Fegeseuers soviel abzubringen als möglich; wodurch sich denn der strenge Bönkentiarius bewogen fand, ihn endlich nur bis an die Knie ins Feuerbad zu versenken. Aber dabei hatte es ein Verwenden; denn aller Lamenten ungeachtet, ließ er sich weiter keinen Zollbreit abnegotlieren."

In der dritten Legende wird summarisch berichtet, daß Mübezahls den Plagegeist oft nur aus reiner boshafter Schadenfreude spielt und sich sehr wenig darum kümmert, ob er einen Schurken oder einen Biedermann foppte. Dann aber wird erzählt, daß es auch nicht schwer sei, seine Freundschaft zu gewinnen: er schenkt dem Bauer Zeit



Wilhelm Wölffes Sommerstiz im Siebenbüsersal.

auffällig, daß die figürlichen Darstellungen oft in miserabler Schundwarenform — mehr an dem gutmütigen Gnomen mit Sturmhut und Pfeife festhält, während man auf Ansichtskarten von meist nicht besserer Qualität den „Verggeist

endlich ruckbar wurde. „Da spitzten die verdorbenen Hauswirte, die Ungerer und Müßiggänger des Ortes das Ohr, zogen scharenweise ins Gebirge, insultierten den Gnomen, hoben an, ihn zu zütern und zu beschwören; zu ihnen gesellten sich Schabgräber und Landfahrer . . . Darüber wurde der Geist endlich unwillig, stämpfte das lose Gefindel durch einen kräftigen Steinhagel aus seinem Gebiete hinaus und wurde gegen alle Wanderer so barsch und grämig, daß keiner ohne Furcht das Gebirge betrat, auch selten ohne Staupe entrannt, und der bekannte Name Mübezahls wurde nicht mehr gehört im Gebirge bei Menschen Gedenken."

Mehr Glück hat Frau Mle, die beim Laublesen im Gebirge aus Unmut über eines ihrer Kinder „ein störrischer, eigenjünger Junge, der die Erdbeeren, die ihm die liebevolle Mutter darreichte, von sich warf und dazu schrie, als wenn er gespielt wäre," ausrief: „Mübezahls, komm und friß mir den Schreier!" Mübezahls erscheint in seiner Stöhlgergestalt und zeigt sich



Auf dem hohen Herkamm.



Altes Bauernhaus in Schreilberbau.

aus der Amtspflege Reichenberg hundert Taler. Als der ehrliche Bauer nach drei Jahren seine Schuld zurückzahlen will, weht ihm der Wind den zerrissenen Schuldschein entgegen.

Die dritte Legende ist dadurch bemerkenswert, daß hier Mübezahls in seiner charakteristischen Erscheinung auftaucht; eine Gestalt, gleich einem ruhigen Köhler mit einem fuchsroten Bart, der ihm bis an den Gürtel reicht, feurigen, stieren Augen, und mit einer großen Schürstange bewaffnet, gleich einem Weberbaum. Natürlich hat sich auch die „Fremdenindustrie“ der Mübezahls-Gestalt bemächtigt. Es ist

aus Nebeln gewoben“ vorzieht. Der Darstellung als ruhiger Köhler begegnet man nur selten.

In der vierten Legende erzählt Musäus, daß des besenkten Zeit Glaube auf Untwegen

durchaus bereit, den frommen Wunsch der erzürnten Mutter zu erfüllen. Sie setzt sich aber herzhast zur Wehr und gewinnt dadurch das Wohlwollen des Geistes. Das Laub, das sie für ihre Fiegen heimbringt, kostet zwar das

kleine das Leben, aber es verwandelt sich in pures Gold und beschert der braven Frau Mle ungeahnten Reichtum. Wie Mübezahls es anfängt, aus Mles störrischem Eheherrschen Steffen einen sehr gefügigen zu „erziehen“, mag man beim biedereren Musäus selbst nachlesen, der in der vierten Legende den resoluten Versuch macht, mit dramatischen Wirkungen zu arbeiten.



Der kleine Teich.

„Zeitdem Mutter Asse von dem Gnomen so herrlich war dotiert worden,“ beginnt die fünfte und letzte Legende. „ließ er lange Zeit nichts weiter von sich hören.“ Aber „der Gräfin Cécilie, Voltaires Zeitgenossin und Schülerin, war noch in unseren Tagen die letzte Entzweiung mit dem Gnomen aufbehalten, bevor er seine jüngste Hinabfahrt in die Unterwelt antrat.“ Gar köstlich ist die Beschreibung dieser Regnaden: „Diese Dame, die mit all den Wichtern und vornehmen Gebrechen beladen, welche die gallische Kluge und Sitte den verzärtelten Töchtern Teuts zur Ausbeute gibt, machte nebst zwei gesunden blühenden Töchtern die Reise ins Carlsbad.“ Als Herr v. Riesenthal bestraft Mübezahls einen armen Schelm, der sich anmaßt, Mübezahls Rolle zu spielen, und gibt der Frau Gräfin in seinem Schlosse gastliche Bewirtung. „Die Schenkstische waren bis an den Karnies des Deckengewölbes mit Silberwerk aufgeputzt; es prangten da goldene und übergoldete Pokale und gigantische Willkommen nebst den dazu gehöriger Kredenzschalen von getriebener Arbeit. Eine herrliche Symphonie tönte aus den Nebenzimmern und flötete den lederhaften Schmaus und die feinen Weine den Gästen lieblich hinunter.“

Mübezahls befehrt die freigeistige Dame, „daß sie nun von ganzem Herzen an die Existenz der Geister glaubte, ob sie gleich um der Spötter willen Bedenken trug, ihren Glauben vor der Welt offenbar werden zu lassen.“

„Zeit der Vision der Gräfin Cécilie hat Mübezahls nichts mehr von sich hören lassen. Er kehrte in seine unterirdischen Staaten zurück, und da bald nach dieser Begebenheit der große Erzbrand ausbrach, der Lissabon und nachher

Guatemala zerstörte, seitdem immer weiter fortgewüthet und sich neuerlich bis an die Grund feste des deutschen Vaterlandes verbreitet hat, so fanden die Erdgeister soviel Arbeit in der Tiefe, den Fortgang der Feuerströme zu hemmen, daß sich seitdem keiner mehr auf der Oberfläche der Erde hat blicken lassen.“

Wer in dem Musäusbuche mit den Legenden vom Mübezahls die schlichte, unwüchsig und gesunde Kost der Grimmschen Volksmärchen erwartet, wird, wie die Stilproben beweisen, enttäuscht. Die Dektüre ist zwar nicht so unerquicklich wie die der erbaulich verwässerten und üblen Wechsteinmärchen, aber herzhaftere Freude hat man nur selten an ihnen. Sie machen vor allem im Riesengebirge auch dann keine Freude, wenn grauer Regen in Strömen rauscht und rührt und wogende Nebelmassen in wehenden Spukgestalten Gedanken an Mübezahls lebendig werden lassen.

Die Erinnerung an den Berggeist Mübezahls, die sonst eigentlich nur noch in Schullehrbüchern lebendig ist und keineswegs „in den Massen“, wird durch folgende Benennungen festgehalten: Ein flechtengrüner Felsblock in der Nähe der Trümmermassen der Beilschenspitze heißt Mübezahls Handschuh. Eine mächtig geschichtete Felsplattengruppe an der Schneegrubenbande wird Mübezahls Kanzel genannt, eine kleine Ebene umweit Brückenberg bei Strummhübel Mübezahls Stiegelbahn. Am Stoppenhange im Lupatal liegt Mübezahls Lustgärtlein; in der Nähe des Stochelfalles Mübezahls Weinkeller, in der Nähe des Jodelfalles Mübezahls Würfel. Mübezahls Hosen nennt man im Gebirge die „dunklen Streifen auf dem weißen Winterkleide des

Stammes“ zur Zeit der eintretenden Schneeschmelze.

Bemerkenswert ist noch, daß Einzelheit der Mübezahlslegende an die Stoffhänserfrage anknüpft: Laub, das sich in Gold verwandelt, d. h. Bewirtung im Schlosse. Die Verührungspunkte mögen rein zufällige sein; es ist aber auch möglich, daß man darin noch Anklänge an die Mübezahlslegende des Harzes, das schäbische Weismännlein wiederfindet, das im Harz zur Zapfgestalt des Rotbarts, im Riesengebirge zur Mübezahls umgebildet wurde.

Man wanderte trotz des strömenden Regens den Weißwassergrund eine Stunde Weges aufwärts. Die niederstürzenden Regenfluten haben die Wassermassen des Wildbaches vervielfacht. Man sah ein Wild, wie man es sich wundern kann kaum denken kann. Worte reichen nicht aus, die wildströmende Pracht zu pöden, Bilder vermögen weder die ungeheure Wucht noch den ewigen Wechsel festzuhalten. Mit Drausen und dumpfem Donner strömen die wilden Flutwässer. Weißer Gischt spielt auf den dunklen Wassern, die von wirbelnden Furchen zerrissen über die Felsen stürzen. Wasserstaub sprüht aus düstigen Wolken aufwärts und furchtbare Wirbel toben mit den gepeitschten Wassern in die Tiefe. Wo sonst träge und langsam Tropfen fallen und sickern, tosen Wildbäche; die Wälder brausen wie ein einziger Fall, und von den steilen Berghängen rauscht und tobt es in wilden, glanzvollen Kaskaden. . . Die köstlichsten und ergreifendsten Märchen und Wunder erzählt die Natur selbst. . .

## Der Pfingsturlaub.

Eine lustige Geschichte von August Winnig.

Freund Seele und ich hatten uns durch allerlei kleine „Insubordinationen“ die ganz besondere Aufmerksamkeit des x-beinigen Schießunteroffiziers zugezogen. Wir wußten das und waren darum auch gar nicht überrascht, als wir beim nächsten Schießen den Befehl erhielten, morgens früh um vier mit dem Scheibewagen loszuziehen und den Stand aufzubauen.

Das wurde gewöhnlich als Strafe aufgesetzt, und wenn man nicht zeitig genug zu Bette gegangen war, so mochte man auch wohl darob fluchen; denn während die anderen noch zwei und drei Stunden schnarchen konnten, mußten die Scheibenarbeiter mit dem ersten Hahnen-schrei aus den Federn. Wenn es aber nicht allzu viel Mühe machte, sich den Schlaf aus den Augen zu wischen, der brauchte ob dieser Strafe nicht zu grollen. Seele und ich waren wenigstens nicht damit zu ärgern. Die Arbeit war nicht allzu schwer; und was sie uns an Bückung auferlegte, das wurde durch die Freude ausgeglichen, ohne lästiges Kommando durch die Morgennebel des Barthetals zu ziehen, wo sich aus dem taufrischen Gras die Verden erhoben und der Sonne zjubelten, die über den Kiefernwäldern aufstieg.

Diesmal handelte es sich übrigens um ein recht wichtiges Schießen; es war das letzte vor Pfingsten und nach seinem Ausfall sollte der Urlaub bemessen werden. Manchem, der schon sein Kommen in der Heimat angekündigt hatte, schlug heute das Herz. Denn man kannte die Lücken und Launen des Schießglücks. Monatslang konnte alles gut gegangen sein und am entscheidenden Tage sah doch plötzlich der Teufel im Lauf.

Seele und ich dachten heute ganz verschieden. Mir war es so ziemlich gleichgültig, wie ich schießen würde; denn ich wollte keinen Urlaub. Seele aber hatte schon alles zur Reise vorbereitet.

So zogen wir gar verschieden gestimmt mit unserem Scheibewagen fürbass.

Auf halbem Wege flog eine Nebelkrähe an uns vorbei.

„Bedeutet das nun Glück oder Unglück?“ fragte Seele.

„Ich kann Dir nicht helfen, Seele,“ antwortete ich, „die Krähen sind, wie Du weißt, den Raben verwandt. Ich tariere sie für Pechvögel.“

„Im allgemeinen bedeuten Vögel aber doch Glück.“

„Nur wenn sie in derselben Richtung fliegen. Diese Krähe aber kreuzte unseren Weg.“

„Halt!“ sagte Seele und ließ den Wagen los. „Ich will losen. Ich schmeiße dies Hüf-piennigstück hoch; wenn der Vogel oben liegt, kann ich reisen, liegt er unten, muß ich hierbleiben.“

Er warf den Nickel hoch und als er niederfiel, bückten wir uns beide, um den Spruch des Schicksals zu lesen.

Der Vogel lag oben.

„Ich kann also reisen!“ rief Seele mit Nachdruck.

„Das ist nun so gut wie gewiß,“ sagte ich.

„Nein, es ist gewiß!“

„Es wird wohl gewiß sein.“

„Glaubst Du vielleicht nicht daran?“ fragte Seele und warf mir einen mißtrauischen, lauernden Blick zu.

„Wie kannst Du das nur denken!“

Seele war befriedigt und wir zogen weiter. Als wir an der Stelle waren, wo wir über den Fluß setzen mußten, lud ich eine Platzpatrone ins Gewehr, um den Fährmann am anderen Ufer durch einen Schuß zu wecken.

„Laß mich schießen,“ sagte Seele, „ich will sehen, wie die Mündung steht.“

„Dann probiere auch gleich, wie sich zielt. Schieß nach dem Distelkopf.“

Die Patrone wurde wieder hervorgeholt und der Hohlraum im Holzpfeifen mit Brotkrume ausgefüllt. Seele kniete nieder, zog den Kolben fest in die Achselhöhle und zielte lange. Die Mündung stand ruhig, wie in einem Schraubstock eingespannt.

Der Schuß knallte und die Distelkrone flog zu Atomen zerplittert davon.

Seele machte ein gleichgültiges Gesicht: „Ich wußte, daß ich treffen würde, das Los trägt nicht.“

Der Fährmann kam mit seinem Kasten angeschwommen und wir schoben unseren Wagen hinein.

„Wie tief ist jetzt der Bach?“ fragte ich als wir auf der Mitte des gelben Wassers waren.

„Tiefer als Du groß bist,“ sagte der Fährmann.

Ich steckte eine Anzeigestange ins Wasser und sah, daß er etwa eine Mannesgröße tief war.

Dann waren wir gleich in dem Kiefern-wäldchen, in dem die Schießstände lagen. Das bißchen Arbeit war bald getan und wir hatten noch reichlich Zeit, ehe die ersten Schützen ankamen. Wir vertrieben sie uns, indem wir uns lang auf den Bauch legten und ins Land sahen. Der Schauplatz der heutigen Germanisierungs-versuche ist gewiß kein Naturwunder. Wenn aber die weite, leicht gewellte Ebene mit ihrem bald hellen, bald dunklen Grün, mit ihren braunen Heidestrecken und bläulich schimmernden Kiefern-wäldern im Sonnenschein eines Junimorgens daliegt, so läßt sich wohl denken, daß auch die Heimatliebe des Polenvolkes ein Recht hat.

Sobald wir die ersten Kommandotöne hörten, wandelte sich das Bild. Die Heide-flächen verloren ihren malerischen Charakter, sie wurden zu Exerzierplätzen, von denen uns nur noch die Länge und die Bodengestaltung interessierte. Die strahlende Freundin am blauen

Himmel wurde zum boshaften, schweißdürstigen Trübsalgeist. Die Waldlinien wandelten sich in Objekte für Entfernungsbüßen. Und der Mensch in uns wurde wieder das mit Militärtuch beleidete Herdenvieh.

Das Schießen hatte angefangen. Mander trat mit erhobenem Haupte unter das Schuttdach und kam betrübt wieder darunter hervor. Mander aber auch mit freudig glänzenden Augen; er hatte sich den Urlaub gesichert. Nach einer Stunde herrschte lautes Leben in dem kleinen Walde. Die noch nicht geschossen hatten, lagen auf den warmen Nadeln, den Tornister als Stopfflächen unter den Nacken geschoben; die schon fertig waren, formierten sich zu kleinen Gruppen, um nach Haus zu marschieren, oder abzuholen, sofern ihnen das Schießfeld keine Streifen gezeigt hatte, unter dem Kommando von Unteroffizieren zielen im Taueranschlag. Diese förderliche Ausbildung wurde periodisch durch Marschieren im langsamen Schritt unterstützt, zu welchem Zwecke man extra eine Strecke des Waldbodens von dem harten Nadelpoller bereitet hatte, damit sich die braven Leute nicht weh täten, sondern welches Auftreten in dem schliefen Sande hätten. Was mich anbelangt, so hatte ich in dem Gefühle völliger Wurstigkeit auf geschossen.

„Was hast Du?“ fragte mich Seele.

„Es geht an, neun, zehn, neun.“

„Achtundzwanzig Ringe! Mensch, wenn ich die kriegte!“

„Du schiest mehr, Du hast ja gut gelöst.“

„Weinst Du, daß ich mich darauf verlassen kann?“

„Natürlich kannst Du das.“

„Wie stand Dir die Mündung?“

„Nicht besonders gut. Ich habe diese Nacht auf der rechten Seite gelegen und schoß darum alles rechts.“

„Ich habe auf dem Rücken gelegen.“

„Dann hältst Du Strich.“

Nicht lange darauf stand Seele mit selbstbewußt gespreizten Beinen auf dem Stande, den Helm etwas in den Nacken geschoben und das Gewehr weit von sich haltend. Eine böse Ahnung beschlich mich, denn ich wußte diese Zeichen zu deuten. So markierte jeder den starken Mann, dem es unheimlich zuzunute war. Ich schlug mich in das seitliche Unterholz und wartete auf den Ausgang; hier konnte ich hören, wenn die Schützen ihren Schuß meldeten.

„Grenadier Wittig, vier hoch rechts!“

Das war er! Eine Bier hatte er geschossen! Das war ein schlimmer Schuß, der nur mit zwei Spiegeln geführt werden konnte.

„Sie wollen ja wohl auf Urlaub fahren?“ zischte der Feldwebel.

„Rawohl.“

„Na, dann wissen Sie Bescheid!“

Es knallte zum zweiten Male: „Wittig, eins kurz links!“

Undeutlich und stockend kam es heraus. Fahr wohl, Urlaub!

Der dritte Schuß: „Vorbeil!“

Wie ein Mal wand sich Seele vom Schießbrett, um zu verdüften. Aber der Feldwebel hatte ihn beim Wackel.

„Du Schweinigel verfluchter, fünf Ringe hast Du geschossen! Bemeiner Dicklabs! Der elendeste Kerl, den die Kompagnie hat! Auf Urlaub willst Du? Auf Wache sollst Du zu Pfingsten ziehen! Du meldest Dich oben zum Anschlagsüben.“

Mit schweren Beinen zog Seele durch den Sand der Schießbahn. Ich rief ihn an: „Kommt!“

Seele blickte sich noch einmal vorsichtig um, ob ihn der Feldwebel etwa noch beobachtete, aber der hatte schon wieder einen anderen auf der Bank. Dann bog er schnell zu mir ins Gebüsch.

„Was willst Du nun tun, Seele?“ fragte ich.

„Ich muß auf Wache austakt auf Urlaub.“

„Und Du habtest doch richtig gelöst.“

„Man kann sich heutzutage auf nichts mehr verlassen. Und dann der Distelkopf. Du hast doch geloben, wie er davonslog. Und doch bloß fünf Ringe! Nein, so was ist mir noch nicht passiert!“

„Was wird Dein Vater erst sagen, wenn Du nicht kommst?“

„O, der Alte! Der weiß, wie es bei den Breußen zugeht.“

„Aber die Trudel!“

„Das ist eben die Geschichte. Denke Dir nur: die geht zum Birchentanz und ich ziehe auf Wache! Junge, Junge, was machen sie hier alles mit uns!“

Seele warf sich verzweifelt neben mich ins Moos. Jeder hing seinen Gedanken nach.

„Seele!“

„Hör.“

„Kannst Du eigentlich schwimmen?“

„Ja. Warum denn?“

„Ach, ich meine nur so.“

„Wollen wir baden?“

### Altes Städtchen.

Traumbloch die schimmernde Herrlichkeit  
Weißer Wolken, die über den Wäldern verwehen  
In den Winden ist ein Kommen und Gehn  
Wie das Atemholen der Vergangenheit.

Und die grünen Glockentürme sind  
Voll vom Sommer und treiben mit schnellen  
Schlägen die summanden Lütewellen  
Strein in den Wind.

Goldhell von schwankenden Schatten umhaucht  
Glänzen und glitzern unten Fenster und Scheiben.  
Aber die hohen Dächer und Firnen bleiben  
Ganz in Sonne getaucht.

Aus den Rosengärtlein so sonnenmatt  
Wiegt sich ein Dufte über die Hügel.  
Und der Friede schwebt mit himmlischem Flügel  
Auf meine liebe Stadt.

Ferne Tage, die ich hier selig veräumte,  
Alle kehrt ihr wieder . . . weit zurück . . .  
Nahst auch du mir, mein Glück,  
Das ich als Knabe erträumte?

Robert Walter-Frey

Wir waren etwa auf der Mitte des Stroms, als sich der Schießunteroffizier zu mir umdrehte und mich ansuhr:

„Wer hat Ihnen erlaubt, das stoppel abzuschnallen?“

„Ich war unwohl, Herr Sergeant.“

Ich hüdtete mich, um mein Seitengewehr wieder aufzunehmen. Da verlor ich das Gleichgewicht und stürzte über den niederen Bordkopf über ins Wasser. Die Strömung faßte mich und riß mich schnell einige Meter von der Rähre ab. Ich streckte die Arme aus und schrie um Hilfe. So gleich liefen mir einige Luter Wartbewaller in den Hals. Da tauchte neben mir der grinsende Kopf Seelens aus dem gelben Wasser. Ich ließ mich willig von ihm packen und spie kräftig Wasser ans. Dabei raunte ich ihm zu:

„Raß mich an den Rod, es wird uns sonst beiden zu schwer.“

Endlich hatten wir Grund unter den Füßen. Am Ufer brach ich zusammen und Seele klopfte mir den Rod auf.

„Wie steht es mit ihm?“ rief der Schießunteroffizier, der gleich, noch ehe die Rähre ganz gelandet war, ans Ufer sprang und zu uns erlachte.

„Schlimm.“ sagte Seele. „Er ist kein munasles. Er muß gleich auf den Kopf gesteckt werden, damit er das Rähre los wird.“

Sofort packten mich viele Rähre, die mich auf den Kopf stellten.

Mit größter Vorsicht wartete Seele einen wütenden Wind zu, aber er ließ sich nicht irren machen.

„Nun künstliche Atmung!“ kommandierte Seele. Man knetete mich jämmerlich zurecht. Auch das ließ ich noch über mich ergehen, bis ich es für geraten hielt, die Augen zu öffnen und den pflichtschuldigen dankbaren Blick auf meine „Retter“ zu werfen. Der Sergeant ließ für mich ein Lager auf dem Wagen herrichten, ich wurde darauf gelegt und so ging's zur Kaserne. Seele schritt, den nassen Rod in der Luft herumschleudernd, neben dem Wagen her.

In der Kaserne mußten wir beide ins Bett und man brachte uns heißen Rum. Seelens Ruhm aber floß wie eine neue Note durch das Regiment.

Am Abend des folgenden Tages — Freitag vor Pfingsten — hielten wir es beide für geboten, als völlig genesen zu der Paroleausgabe zu gehen.

Als die gewöhnlichen Geschichten erledigt waren, trat der Feldwebel vor die Mitte der Front: „Stillgestanden! Regimentsbefehl: Bei dem gestrigen Unfall auf der Schießstandfähre bei dem ein Grenadier der fünften Kompagnie über Bord fiel, hat sich der Grenadier Wittig von derselben Kompagnie außerordentlich tapfer erwiesen, indem er dem schon halb Ertrunkenen nachsprang und ihn unter eigener Lebensgefahr dem Wellengrabe entriß. Das Regiment ist stolz auf diese Tat und erwartet von allen seinen Angehörigen in ähnlichen Fällen dieselbe Brauour. Der Grenadier Wittig wird hiermit öffentlich belobt. Der schönste Lohn aber sei das Bewußtsein, den guten Ruf unseres Regiments aufs neue gerechtfertigt zu haben.“

Kompagniebefehl:

In Anbetracht seiner nützigen Tat wird dem Grenadier Wittig trotz seiner wenig befriedigenden Schießleistungen ein Heimplatzurlaub von vierzehn Tagen gewährt. — Müßt Euch!“

Am anderen Morgen weckte mich Seele in aller Herrgottsfröhe: „Adiós, Junge, ich fahre los!“

„Hallo, Seele! Adiós! Gräß! Deine Trudel!“

Dann dampfte er den heimatischen Bergen im Westen zu. Sein Ruhm aber erscholl laut nach allen vier Winden und kein Mensch ahnte, was wir uns erzählt hatten, als Seele zerflatterte von der Schießbank zu mir gewant war. —

Im Riesengebirge. Auf der Fahrt zwischen Görlich und Hirschberg sieht man am südlichen Horizont einen grauen Streifen. Man kann ihn für ein Wolfengebirge halten. Doch je näher man Hirschberg kommt, desto größer wächst das Gebirge, die Farbe wird kräftig, die Form bestimmt, und das Gebirge ist deutlich erkennbar: Ein langgestreckter Berggücken mit einigen Häusern am nordwestlichen Ende, von denen in fast gerader Linie eine Verbindung nach der Schneekoppe führt, die den Bergzug im Südoften abschließt.

Von Hirschberg aus vermitteln zwei Eisenbahnlilien den Verkehr nach dem Riesengebirge. In südlicher Richtung geht es nach Schmiedeberg und Krámmhübel unterhalb der Schneekoppe. Die andere Linie verläuft nach Südwesten. Sie berührt den durch seine warmen Heilquellen seit langer Zeit bekannten Badeort Warmbrunn und erreicht bei Hermsdorf den Fuß des Riesengebirges. Ueber den freundlichen Ort ragt ein Vorberg, der mit einer Burgruine gekrönte Kynast empor. Ihn hauptsächlich verdankt Hermsdorf den Fremdenverkehr. Der Kynast ist einer der stärksten Anziehungspunkte für die Besucher des Riesengebirges. Von dem Wartturm der zerfallenen Burg hat man eine der schönsten Aussichten. Auf der einen Seite breitet sich die mit freundlichen Ortschaften besetzte Hirschberg-Warmbrunner Ebene aus, auf der anderen Seite türmt sich das vielfach gegliederte Gebirge empor.

Die Bahn erreicht Petersdorf und wendet sich dann in großen Schleifen langsam bergauf. Bei jeder Wendung zeigen sich neue Landschaftsbilder. Wo sich die nordwestlichen Vorberge des Riesengebirges mit den Ausläufern des Tiergebirges berühren, liegt Schreiberhau, der größte Ort auf der preussischen Seite des Riesengebirges. Zwischen den Bergen und auf den Hängen sind die zahlreichen Hotels und villenartigen Logierhäuser des Ortes verstreut. Steigt man auf der Seite des Tiergebirges zu den hochgelegenen Häusern von Mittel-Schreiberhau empor, so hat man den ganzen Haupttrüden des Riesengebirges, vom Meißner bis zur Schneekoppe, vor sich.

Ziemlich steil fällt das Gebirge auf dieser Seite ab. Sein Körper wird durch eine Anzahl tief eingeschnittener Schluchten gegliedert. Wildbäche, die auf den Höhen entspringen, eilen in starkem Gefälle, über Felsblöcke stürzend und sich zwischen steilen Bergwänden hindurchwindend, in den Schluchten zu Tal. Der Große Bach, dessen Lauf der Längsrichtung des Gebirges folgt, nimmt das Wasser der Bäche auf und führt es bei Hirschberg in den Rober.

Im schattigen Grunde, dem Laufe des rauschenden Baches entgegen, höher und höher, zuletzt oft recht steil aufsteigend, so erreicht man meist auf gut gebahnten Touristenwegen den Kamm des Gebirges. — Wasserfälle, die von einigen Bächen gebildet werden, gelten als Sehenswürdigkeiten und werden ohne Ausnahme stark besucht. Sehr bekannt ist der Zaderfall bei Schreiberhau. Das Zaderle, ein kleines Bächlein, welches vom Meißner her unterkommt, wird an einer steilen Felsenwand gestaut. Oeffnet man das Wehr, um den Fremden (gegen Bezahlung natürlich) den Anblick des Wasserfalles zu gewähren, dann stürzt auf kurze Zeit das entfesselte Element mit donnerndem Gepolter schäumend in die Tiefe. Eine finstere, enge und wilde Schlucht ist es, durch die das Zaderle seinen Lauf fortsetzt. Man nennt sie die Zaderklamm. Durch künstlich angelegte Stege und Treppen ist sie den Touristen zugänglich gemacht.

Auch der Kochelfall, ebenfalls in nächster Nähe von Schreiberhau, gehört zu den bekanntesten Anziehungspunkten des Fremdenverkehrs. Im Gegensatz zu der düsteren Szenerie am Zaderfall mutet die Umgebung des Kochelfalles freundlich an. Die Bergwände sind weiter voneinander gerückt. Durch tiefgrünes Tannengezweig fällt helles Sonnenlicht, das sprüht und funkelt in dem schäumenden Wisc des herabstürzenden Wassers und streut leuchtende Reflexe über moosiges Gestein.

Von hier aus führt ein Weg auf den Kamm des Gebirges. Anfangs in allmählicher, dann in immer stärker werdender Steigerung durch hohen Fichten- und Tannemwald, der stellenweise von Laubgehölz durchsetzt ist. Weiter oben schwindet das Laubgehölz durch die Fichten und Nadeln hindurch. Nur Fichten ragen in dichtem Bestand düster und schweigend empor. Je weiter bergauf, desto kleiner werden sie. Schließlich hat der Wald ein Ende. Nur noch in kleinen Gruppen oder auch ganz vereinzelt stehen verkrüppelte Fichten, vom

Winde, der fast ständig über die Höhe weht, arg zerzaust. Noch weiter oben verjagt das Hochgebirgsklima auch diesen witterharten Vorposten des Hochwaldes die Daseinsbedingungen. Ein weiter Wiesenplan bedeckt den steilen Berghang. Dicht am Wege steht die Alte schlesische Baude, eines der wenigen alten Bergwirthshäuser, die ihren urwüchsigem Charakter noch ziemlich getreu bewahrt haben. — Den Blick rückwärts wendend, überblickt man Schreiberhau. Wie Spielzeug, von einer Niesenhand über grüne Matten und Hänge hingestellt, liegen tief unten die Häuser der weit ausgebreiteten Ortschaft.

Noch sind etwa 300 Meter bis zum Kamm zu steigen. Steil führt der Weg hinauf. Immer spär-



Im Rappatal.

licher wird die Vegetation. Auf dem mit Steinblöcken besäten Boden wächst kurzes mageres Gras, dazwischen verschiedene Arten von Hochgebirgspflanzen, unter denen der Teufelsbart am meisten auffällt.

Der Weg erreicht den Kamm, der hier 1400 Meter über dem Meer liegt. Nach Süden dehnt sich eine weite Hochfläche, die Elbwiese. Auf dem gelbgrünen Grasboden stehen hier und da die schwarzgrünen niedrigen Büsche einer Zwergkiefer, die nur in der Hochgebirgsregion heimisch ist. Am Holz nennt man diese verkümmerten Abkömmlinge des kräftigen Geschlechts der Kiefer, welches die Wälder der norddeutschen Ebene beherrscht.

Eine schwach rieselnde Quelle auf der Elbwiese wird als die Elbquelle bezeichnet. Sie ist aber nicht der einzige Ursprungsort des unscheinbaren Bächleins, welches ein Stückchen unterhalb der Elbwiese den Elbfall bildet, dann durch den Elbgrund weiter fließt und sich bald mit sechs anderen Bächen vereinigt, die ebenfalls als Quellbäche der Elbe



Am Mühlteich in Mittel-Schreiberhau.

gelten. Die Elbwiese verbindet den Haupttrüden des Gebirges mit einem Paralleltrüden, dem Arkonisch, der nach dem Elbtal abfällt, sich auf der anderen Seite der Elbe als Ziegenrücken fortsetzt und durch den Brunberg nahe der Schneekoppe wieder mit dem Haupttrüden in Verbindung steht. Eingeschlossen zwischen dem Haupt- und Paralleltrüden liegen die „Sieben Gründe“, in denen die sieben Quellbäche der Elbe zu Tal eilen. Zwei von diesen Gründen, der Elbgrund und der Weißwassergrund werden wegen ihres hervorragenden landschaftlichen Reizes viel besucht.

Von der Heißkoppe, der höchsten Erhebung des Arkonisch, blickt man weit nach Böhmen hinein. Gleich gewaltigen Meeresswogen, die, auf flachem Strande aufschlagend, kleiner und kleiner werden

und sich allmählich verlieren, geht das Gebirge mit ständig abnehmenden Erhebungen in die weite Ebene Böhmens über. Städte und Dörfer, die den Fuß des Gebirges umsäumen, beleben das fesselnde Bild. Der sehr stark begangene Weg über den Hauptkamm läuft neben der preussisch-böhmischen Grenze und führt in südöstlicher Richtung nach der Schneekoppe. Umweit der Stelle, wo die Elbwiese mit dem Kamm in Verbindung steht, haben die Elementargewalten der Eiszeit den Granitkörper zerklüftet und dadurch eine tiefe, nach Nordosten offene Aushöhlung geschaffen, die durch einen vorstühenden Felsenrat in zwei ungleiche Hälften: die große und die kleine Schneegrube geteilt wird. 200 Meter tief fallen die zerklüfteten Steinwände ab.

Der Kammweg übersteigt einige Höhen: Das hohe Rad, die große und die kleine Sturmbauhe, welche den Rücken des Gebirges überragen. Auf den Höhen haben mächtige Naturgewalten in grauer Vorzeit riesige Steinblöcke übereinandergestürzt. Felsgruppen von bizarrer Gestalt erheben sich hier und da am Wege. Felsenrinnen wachsen anie-

das Gelände verstreut. Dazwischen wachsen Anteholzbüsche. Mauh und einösig ist hier oben die Landschaft, doch eine Fülle wechselnder Bilder bietet die Aussicht über Täler und Höhen. Weiterhin gähnt neben dem Wege ein Abgrund. Eine kahle Felsenwand senkt sich in die Tiefe. Oben über erhebt sich ein mit Felsrippen bewachsener Berghang. Auf dem Grunde der 185 Meter tiefen Schlucht schimmert silberhell der Große Teich. Er wird gespeist durch das Wasser, welches in vielen kleinen Minnen an den Felsenwänden niederrieselt. — Eine kurze Strecke weiter blickt man hinunter auf den kleinen Teich, der ebenfalls auf einem tiefen Grunde von Bergen umschlossen liegt. An seinem Ufer steht auf grüner Berglehne die kleine Teichbaude, ein altes Bergwirthshaus.

Die Fortsetzung des Kammweges führt über eine Hochfläche, den Koppelman, und dann auf den Gipfel der 1605 Meter hohen Schneekoppe. Aus allen Richtungen laufen hier die Wege zusammen und alle sind sie von Touristen bevölkert, denn die Besteigung der Schneekoppe versäumt kein Besucher des Riesengebirges. Doch nur ein Teil von ihnen steigt befriedigt wieder hinunter. Der Wettergott ist im Gebirge sehr launenhaft. Oft verleitet er durch einen Sonnenblick am Morgen Hunderte zum Aufstieg auf die Schneekoppe. Ehe sie aber die Höhe erreicht haben, überschüttet er die Wanderer mit Regenschauern, peitscht sie mit Stürmen und verhängt ihnen die Aussicht mit dichten Nebelschleiern. Die enttäuschten Touristen suchen sich dann in den beiden Gasthäusern auf dem Koppengipfel über ihr Mißgeschick zu trösten. Da macht der Mühsut denn auch bald einer feuchtsfröhlichen Stimmung Platz.

Ist das Wetter gut und die Luft auch nur einigermaßen klar, dann wird man durch die Aussicht, welche die Schneekoppe bietet, für die anstrengende Wanderung reich entschädigt. Bei ganz klarem Wetter soll schädigt. Bei ganz klarem Wetter soll man einen Gesichtskreis von 200 Kilometer Durchmesser überblicken können. Doch es wird wohl kaum einen Menschen geben, der sich einer solchen Aussicht erfreut hätte. Meistens ist die Ferne in Dunst gehüllt. Aber auch dann bietet der Blick in die nähere Umgebung ein Bild von so bewundernder Schönheit, daß es dem Naturfreunde unbergänglich bleibt.

Der starke Fremdenverkehr hat schon viel großstädtische Annatur in die Riesengebirgsorte getragen und ihre ursprüngliche Natürlichkeit völlig verwirrt. Leute, die eine Sommerreise machen, weil es zum guten Ton gehört, Leute, die sich auf einer Erholungsreise nicht von den Torheiten der Mode und den Widersinnigkeiten moderner Großstadtannatur trennen können, lassen sich in den Sommerfrischen nieder und besuchen in Scharen die Wege und die Sehenswürdigkeiten, welche im Meißner durch einen Stern und durch Feltbrud ausgezeichnet sind. Solche Gesellschaft ist dem, der einen Naturgenuss sucht, im höchsten Grade störend, ja oft sogar widerwärtig. Der Naturfreund weiß abseits der geräuschvollen Orte und der belebten Hauptwege manch stille Plätzchen zu finden, welches zu beschaulichem Genuss einladet. In verschwiegenen Tälern und auf einsamen Höhen, fern von der Unrast des Alltagslebens, offenbart sich ihm die Größe und Herrlichkeit der Natur. Stillen Tälern und einsamen Höhen sind auch die Motive zu unseren Bildern aus dem Riesengebirge entlehnt.